

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 12

Artikel: Leben und Untergang eines starken Mannes
Autor: Graber, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben und Untergang eines starken Mannes

Novelle von Alfred Graber

Jean-Baptiste Leroy war ohne jeden Zweifel erblich belastet. Er konnte, besonders in betrunkenem Zustande, keine Gendarmen sehen, ohne mit ihnen zu raufen. Er war der festen Ueberzeugung, daß die Welt ohne diese uniformierten Hüter der Ordnung viel besser und vollkommener wäre. Der Vater des Jean-Baptiste hatte einmal in einem Rausch einen Polizisten aufgeknüpft. Da war es natürlich auch um den alten Leroy geschehen. Aug um Auge! Es ist in Frankreich wie überall. Die strafende Gerechtigkeit läßt sich nicht lumpen, wenn sie schon einmal einen Schuldigen erwischt. Nach diesem Geschehnis ist es begreiflich, daß der Haß des Vaters auf den Sohn überging. Dennoch hätte Jean-Baptiste Leroy einen geachteten Beruf ausüben können, wenn sein durchschnittliches Gehirn die phantastischen Kräfte seines Körpers hätte zügeln können. Unter dem Einfluß des Alkohols aber schien das gänzlich ausgeschlossen. Schon in frühester Jugend war es so. Als Vierzehnjähriger kam Leroy in Valence zu einem Bäckermeister in die Lehre. Da er sich von seinem Brotherrn ungerecht behandelt fühlte, schlug er ihm eines schönen Tages ein paar Knochen entzwei. Von den weiteren Folgen dieser Rauferei wollte er jedoch nichts wissen. Er floh ins Ausland. Im Montmartre von Barcelona fand er Unterschlupf in einem zweifelhaften Hause, dessen Insassen er vor unwillkommenen Freiern behütete. Er war ein Rausschmeißer mit einem Nachdruck, gegen den es keinerlei Widerrede gab. Wiederum wäre ihm jetzt eine, wenn auch weniger bürgerliche Karriere in sicherer Aussicht gestanden. Sie sagte seinem Feuergeist auf die Dauer nicht zu. Er verlegte sich nunmehr nebenbei aufs Schmuggeln, die Ausbeute war ergiebig und man erwischte ihn nicht. Das machte ihm Mut zur Erfüllung seines Kindheitstraumes, ein Räuber zu werden. Nicht in Spanien, nein in England unter dem wachsamen Auge von Scotland Yard. Es war ein aufregendes, aber einträgliches Handwerk. Jean-Baptiste vollführte verwegene Einbrüche, er überfiel und beraubte einsame Wanderer. Er war geschickt und er hatte Glück. Das Geschäft blühte. Man erwischte ihn nicht, es war ganz anders als in den Romanen des Herrn Wallace. Jean-Baptiste Leroy wurde wohlhabend. Man kann sich denken, daß er stets ein wachsames Auge auf die Uniformierten hatte. Sie hatten seinen Vater geköpft, sie würden mit ihm nicht viel glimpflicher verfahren.

Die Wohlhabenheit brachte es mit sich, daß Jean-Baptiste nach dreijähriger, fruchtbringender Arbeit England verließ. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Paris und wurde sozusagen aus Amateurismus Apache. Er verprügelte bei dieser Tätigkeit einige Gendarmen, das war er seiner Familientradition schuldig, er betreute ein paar Mädchen in dankbarer Erinnerung an Barcelona. Langsam ging bei dieser vielseitigen Beschäftigung das erworbene Kapital zur Neige. Sollte er wiederum von vorne beginnen müssen? Diese Aussicht behagte ihm wenig.

Zur rechten Zeit erinnerte er sich an seine Heimat, zur rechten Zeit überkam ihn ein unverständliches Heimweh nach Valance an der Rhone. Er sah in Gedanken verloren das Kellerloch vor sich, in dem er seine Jugend verbracht, und den biederem Bäckermeister, den er verprügelt hatte.

Gerührt und mit aufrichtigen Tränen in den Augen betrat dieser verlorene Sohn den Boden seiner Vaterstadt, fest entschlossen, ein allen Mitmenschen wohlgefälliges Leben zu führen und ein rechtschaffenes Weib zu ehelichen. Beides gelang ihm zunächst über Erwarten gut. Die Prügelei mit dem Bäckermeister war längst verjährt, und sein amtliches Sündenregister war von seinen räuberischen Untaten gar nicht unterrichtet. Leroy wurde Handlanger. In kurzer Zeit war er berühmt durch seine unglaubliche Körperkraft. Mit Vorliebe nahm er die allerschwiersten Arbeiten auf sich und erledigte sie spielend. Die Hochachtung und die Furcht seiner Kollegen kannte keine Grenzen.

Ein rechtschaffener Bürger zu werden aber ist nicht leicht, wenn man eine derart bewegte Vergangenheit hinter sich hat, die sich mit ihren Erinnerungen in den verlockendsten Farben immer wieder meldet. Im nüchternen Zustand konnte sich zwar Jean-Baptiste an seine neue Lebensform halten, wenn aber der Alkohol dem schwachen Gemüte des Bärenkörpers zusetzte, dann schwanden alle guten Vorsätze dahin. So kam es, daß er aus Langeweile und aus Mangel an einer romantischeren Beschäftigung seine Frau mit großer Regelmäßigkeit verprügelte. Sie ließ sich schließlich scheiden, auch eine zweite rettete ihren verbeulten Körper nach einem Jahre auf gleichem Wege aus seinen gefürchteten Prätzen. Die dritte aber

war so robust, daß sie es bei ihm aushielt. Sie verdiente uneingeschränkte Bewunderung.

Jahre vergingen. Die Körperkraft von Jean-Baptiste hielt ihnen spielend stand. Die Feindschaft gegenüber den Hütern des Gesetzes aber hatte sich zur pathologischen Leidenschaft gesteigert. Leroy schlug sich mit ihren Vertretern, so oft es nur anging. Je nach der Höhe des Rausches übertrug sich sein Haß auf alle uniformierten Mitmenschen vom Briefträger bis zum Bankboten. Die Gendarmen des Reviers kannten ihn gut, sie mieden ihn, besonders wenn sie allein waren. Hatten sie aber das Gefühl, daß das Maß des starken Mannes wieder einmal voll sei, dann taten sie sich zu dreien oder vierten zusammen, um ihn auf die Wache zu schleppen und zu verdröseln.

Doch die Dinge dieser Erde dauern nicht ewig, und auch die riesigsten Kräfte schwinden schließlich dahin. Und nur der Alkohol bleibt stets der große, gefährliche Tröster. Eines Tages geschah das Unglaubliche, daß Jean-Baptiste bei einem Raufhandel in einer Pinte den kürzeren zog. Wo war seine Kraft? Im Innersten getroffen wußte er sich in dieser ihm so gänzlich ungewohnten Lage nicht mehr zu helfen. Er schrie nach der Polizei. Er rief seine Todfeinde! Das war so unerhört, daß seine Gegner von ihm abließen. Mit einem Stuhl in den Händen, den er drohend um sich schwang, so fanden ihn die Gendarmen und nahmen ihn mit auf die Wache. Zwei neue Uniformierte waren es, die den Jean-Baptiste nicht kannten. Um die Gegner, die ihn drangsalieren hatten, kümmerte man sich überhaupt nicht. Das war zuviel, das war grobes Unrecht. Jean-Baptiste verfiel in eine tiefe Melancholie. Seine Kräfte waren dahingeschwunden, er selbst hatte die Polizei herbeigerufen! Da stimmte etwas nicht mehr. Es war Zeit, abzutreten. Frau und

Kinder sollten an seinem Grabe untröstlich sein, und die ganze Kumpanei sollte ihn als einen Mann verehren, der als ein Märtyrer der Staatsgewalt unerbittlich seine Konsequenzen gezogen hatte. Der heroische Entschluß zum Selbstmord wurde durch verschiedene Bombenräsche erhärtet. Rührende Abschiedsbriefe wurden verfaßt. Das nahm Zeit in Anspruch, ebenso wie der Kauf eines geeigneten Revolvers.

Eines Abends — es sollte der letzte Tag seines Lebens sein, wie Leroy nahher beim Verhör aussagte — traf er auf der StraÙe die beiden Polizisten, die ihn vor kurzem auf die Wache geschleppt hatten. Diesen Schuftin und Ehrabschneidern wollte er es wenigstens noch geben. Er beleidigte sie auf eine gröbliche Art, und wie die Uniformierten handgreiflich werden wollten, da zog der alte Räuber den Revolver. Die Schüsse trafen und verletzten den einen der beiden Gendarmen schwer. Der zweite schlug den Jean-Baptiste zu Boden.

Die Anklage lautete auf versuchten Totschlag. Jean-Baptiste Leroy war vor den Richtern wie ein Kind. Niemals hatte er auf die Polizisten schießen wollen, nur mit sich selbst sollte ein Ende gemacht werden. Trotz der aufgefundenen Abschiedsbriefe glaubte ihm niemand. Irgendwelche verminderte Zurechnungsfähigkeit kam auch nicht in Frage, da Leroy leider in vollkommen nüchternem Zustande gehandelt hatte. Das war die größte Dummheit seines Lebens gewesen. Ach, hätte er doch damals einen Rausch gehabt! Als nun Jean-Baptiste sah, daß nicht mehr viel zu hoffen war, da erzählte er sein ganzes Räuberleben haargenau und mit allen Einzelheiten. Das war er sich und seinem Ruhme schuldig. Das Gericht nahm diese ausführliche Historie lächelnd zur Kenntnis und verurteilte den Sünder zu lebenslänglicher Deportation.

Ein Schweizer Student sieht Oesterreich

Fortsetzung und Schluß von Seite 339

In Landwirtschaft und Industrie sowie der ganzen übrigen Wirtschaft hat sich die berufständische Organisation als vollkommen wirkungslos erwiesen. Die Landwirtschaft leidet unter einem jahrelangen Preisdruck und einer unerträglichen Ueberschuldung. Einst blühende Industriestädte bieten mit ihren leerstehenden Gebäuden, zerbrochenen Fensterscheiben und verfallenden Mauern den Anblick von Ruinen.

Amtliche Statistiken berichten fortwährend vom Rückgang der Arbeitslosigkeit. Wer sich nur kurze Zeit in Wien aufhält, wird schon merken, daß es mit dem Rückgang der Arbeitslosigkeit nicht stimmen kann. Es wimmelt von Bettlern. In der Inflation soll es auch so gewesen sein. Damals bettelten die Alten. Heute bettelten die Jungen. 20—25jährige Burschen trifft man am meisten. In der kleinen Gasse, an der ich wohnte, begegnet man ungefähr alle 100 Schritte einem Bettler. Die Errichtung eines Bettlerlagers ist jetzt beschlossen worden. In Linz besteht bereits ein solches. In regelrechten Jagden werden die Bettler von der Polizei abgefangen und ins Lager eingeliefert. Es macht sich doch besser, wenn sie nicht überall herumstehen, man könnte sonst leicht einen falschen Eindruck vom ständischen Aufbau bekommen.

Die Wohnungsnot ist unter der früheren Wiener Gemeindeverwaltung weitgehend gemildert worden. Aus den Erträgen der Wohnbausteuer wurden die «Gemeindehäuser» und auch Stadtrandiedlungen gebaut. Im ganzen etwa 95 000 Wohnungen! Die autoritäre Regierung erhebt die Wohnbausteuer weiterhin, erhöht sie, tauf sie um in «Wohnaufwandsteuer», aber baut kein einziges Haus mehr. Wohin wandert das Geld? Sehr einfach: Diktaturen kosten Geld. Mit dem Geld, das man für die privaten Armeen von Schuschnigg und Starheimberg ausgibt, könnte man Zehntausenden von Obdachlosen eine anständige Wohnung bauen.

Aus dem ganzen Elend sehen die Leute keinen Ausweg mehr. Es gibt nur ein Argument, das ihnen noch einleuchtet: Anschluß an Deutschland. Und wenn man ihnen sagt: «Es geht draußen auch schlecht», dann sagen sie: «Möglich. Schlechter kann es aber für uns auf keinen Fall kommen. Wir können nur gewinnen.»

Zu der großen wirtschaftlichen Not kommt noch die politische Unterdrückung. Es sind, in milderer Form, die gleichen Methoden wie im Dritten Reich: Führerprinzip, Einsetzung der Beamten in den Ländern und oft auch in den Gemeinden durch Dekret der Zentralregierung in Wien, Gesinnungsschnüffelei, schärfste Pressezensur, Konzentrationslager usw.

Man hat die nationalsozialistischen Organisationen aufgelöst, man hat die Sozialdemokraten niedergekämpft: die Massen jedoch hat man nicht gewonnen. Im großen ganzen sind die Leute geblieben, was sie vorher waren. Man hat nur erreicht, daß sich die Rechte und die Linke im Kampfe gegen die Regierung einig geworden sind. Hinter der Regierung steht sozusagen niemand. Man schätzt die Zahl der Regierungstreuen auf höchstens 20%.

Zu der wirtschaftlichen Not und der politischen Unterdrückung kommt noch ein Drittes hinzu: der Haß gegen die Kirche. Auch hier sind sich die Rechte und Linke einig. Nach dem Umschwung ist man darangegangen, mit Hilfe wirtschaftlicher Druckmittel die Ausgetretenen wieder in die Kirche zurückzuzwingen. Ein Geistlicher sagte mir: «Diese Massenbekehrungen sind nur Schein, nur erzwungen. Das Ganze wird einmal ein schlimmes Ende nehmen.»

Ob die Katastrophe so schnell hereinbricht oder sich noch hinauszögern läßt, ist schwer vorzusagen. Es braucht nur eine Verschiebung des internationalen Kräfteverhältnisses einzutreten, so wird auch die Kirche dasselbe Schicksal erleiden, denn sie hat keinen Rückhalt im Volke. Aber auch ohne Veränderung der internationalen Lage wird die Stellung der österreichischen Regierung immer schwieriger. Schon die Regierungsumbildung im vergangenen Oktober war der sichtbare Ausdruck einer inneren Krise. Fey, der nicht mehr ganz zuverlässig war, wurde hinausgeworfen. Der Kurs wurde noch autoritärer. Solche Krisen werden sich mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage wiederholen, bis sie schließlich den Zusammenbruch des autoritären Systems herbeiführen, wenn er nicht schon vorher durch außenpolitische Veränderungen unvermeidlich wird.

F. Forster.